

Schriftdeutsch, eine Fremdsprache?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht
(Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Glück, Bern.

An unsere Mitglieder.

Festhalten! — Die erste Nummer eines neuen Jahrgangs bringt manchmal ein kalter Wind wieder zurück; denn sie fällt in die Zeit, wo noch andere Zeitungsbestellgebühren und Vereinsbeiträge fällig werden, und dann leben wir erst noch im Zeitalter des Gehaltsabbaus und sind schon auf etwas unter 400 Mitglieder gesunken. Umso fester müssen die zusammenstehen, die sich's einigermaßen leisten können. Um es ihnen zu erleichtern, haben wir, wie schon in der letzten Nummer erwähnt, den einfachen Jahresbeitrag von 5 auf 4 Fr. herabgesetzt, den Zuschlag für die „Muttersprache“ freilich von 2 auf 3 Fr. hinauf, wie das unsern heutigen Selbstkosten entspricht, aber wem beides zusammen zuviel ist, der kann sich durch den Verzicht auf die Zeitschrift eine wesentliche Entlastung verschaffen. Also!

Oder leisten wir etwa zu wenig für das viele Geld? — Gewiß können wir unsern Mitgliedern nicht viel bieten an Drucksachen, aber daneben dürfen wir wohl doch das Bewußtsein haben: es ist gut, daß wir da sind. Manchmal bezeugt man uns wohlwollend, manchmal übelwollend, daß wir Erfolg haben. Mancher, der an seinem Platze tut, was er kann, könnte im Gefühl, allein zu stehen, den Mut verlieren, aber die Gewißheit, daß er 400 Gesinnungsgenossen hat, kann ihn immer wieder ermutigen. Und wenn all unsere Arbeit einen Tropfen auf einen heißen Stein bedeuten sollte: steter Tropfen höhlt auch einen heißen Stein; es geht nur etwas länger. Und je mehr Mittel wir haben, umso mehr können wir leisten, aber ohne freiwillige Beiträge nicht einmal das Bisherige aufrecht erhalten. Immer wieder müssen wir auch bitten: Helft Mitglieder werben!

Also legen wir voll Vertrauen wieder den grünen Schein bei und bitten um baldige Einzahlung, weil das dem Rechnungsführer die Arbeit erleichtert, und zwar an die „Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, Küsnacht bei Zürich, Postcheckrechnung VIII. 390, nämlich 4 Fr. ohne oder 7 Fr. mit „Muttersprache“. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache“, Bern, Postcheck III. 3814, und zwar 5 Fr. (wovon 1 Fr. für den Zweigverein) ohne „Muttersprache“ und (wie bisher) 2 Fr. für die Zeitschrift. Die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ in Basel erhebt für ihre Mitglieder je einen Franken Zuschlag; diese zahlen also 5 Fr. ohne und 8 Fr. mit „Muttersprache“. Auch die Zweigvereine sind dankbar für frei-

willige Zuwendungen; auf dem Schein sollte jeweilen vermerkt sein, für wen sie bestimmt sind. Jedes Fränklein ist willkommen, aber: je mehr, je lieber.

Der Ausschuß.

Schriftdeutsch, eine Fremdsprache?

In Nr. 44, 1934 der Schweiz. Lehrerzeitung hatte ein Zürcher Sekundarlehrer, Dr. Hasler, einen Aufsatz veröffentlicht, dessen Inhalt aus folgender Erwiderung zu erraten ist, die wir in Nr. 1, 1935 der Lehrerzeitung gegeben haben:

Immer wieder hört man, besonders aus Lehrerkreisen, die Formel, Schriftdeutsch sei für den Deutschschweizer eine Fremdsprache. Es ist aber ein Unterschied, ob das ein geplagter Schulmeister sage, wenn er wieder einmal eine Beige Aufsätze durchgesehen hat und sich mit einem Stoßseufzer sein Herz erleichtern muß, oder ob das in allem Ernste mit scheinbarer Gründlichkeit in einem sachlich sein sollenden, längeren Aufsätze in der Schweizerischen Lehrerzeitung behauptet werde, wie das Hans Hasler in Nr. 44 des Jahrgangs 1934 tut. Durchaus recht hat er natürlich, wenn er uns empfiehlt, uns und unsere Schüler noch mehr im Lesen mundartlicher Dichtung zu üben und an den Gedanken zu gewöhnen, daß es richtig und falsch, gut und schlecht nicht nur in der hochdeutschen Schriftsprache gibt, sondern auch im Schweizerdeutschen. Aber in seinem gut vaterländischen Eifer schießt er doch weit übers Ziel hinaus, geradezu ins Ungeheuerliche. Oder ist es keine Ungeheuerlichkeit, zu behaupten, Schriftdeutsch sei für unsere Zunge „durchaus eine Fremdsprache, ebenso schwer zu erlernen wie irgendeine lebende Sprache germanischen oder romanischen Stammes“? Herr Hasler zähle einmal von 1 bis 1000 und zurück, immer schweizerdeutsch, schriftdeutsch und französisch hübsch nebeneinander, und er wird auf Schritt und Tritt bemerken, daß die schriftdeutsche Form der schweizerdeutschen denn doch viel näher liegt als die französische. Oder ist für den Deutschschweizer der Sprung von „feufedachzgi“ zu „fünf- undachtzig“ wirklich nicht kürzer als zu „quatre-vingt-cinq“? Er nehme die Bezeichnungen seiner Körperteile vom Haar über Stirn, Ohr, Auge, Zunge, Hals, Brust usw. bis zum Nagel an der großen Zehe, er nehme die Namen der wichtigsten Werkzeuge wie Hammer, Zange und Bohrer, die der wichtigsten Geräte wie Tisch und Bett, Löffel, Messer und Gabel, die Namen einiger Haustiere wie Hund, Schaf und Esel, einiger Stoffe wie Waf-

fer und Luft, einiger Nahrungsmittel wie Brot, Milch und Fleisch, Salz und Pfeffer, einiger Tätigkeiten wie Wachen und Schlafen, Essen und Trinken, er nehme die häufigsten Umstands-, Für-, Vor- und Bindewörter: da, jetzt, bald, ich, du, er, im, am, zur, und, oder, aber, — er vergleiche, wie die Eigenschaftswörter gesteigert werden usw. usw. — schon Primarschüler werden ihm Hunderte von Wörtern aufzählen können, die im Schriftdeutschen genau oder fast genau so lauten wie im Schweizerdeutschen oder dann trotz Verschiedenheit ohne Mühe verständlich sind, wo aber die französische Entsprechung ganz anders lautet. Gewiß tönen „Chue“ und „Kuh“ schon ziemlich verschieden, aber doch nicht so grundverschieden wie „Chue“ und „vache“, nicht wahr? Jeder ordentliche Schüler lernt in den ersten Jahren schon, daß schweizerdeutsche Wörter, die mit „ch“ anfangen, in der Schriftsprache in der Regel mit „k“ beginnen, daß mundartlichem langem i, u und ü in der Schriftsprache ei, au und eu entsprechen, daß man an die Grundformen der mundartlichen Tätigkeitswörter meistens nur ein n anhängen muß, um die schriftdeutsche Grundform zu erhalten, usw. Das mundartliche und das schriftdeutsche Wort sind eben in der Regel verwandt, das mundartliche und das französische nur in ganz seltenen Ausnahmefällen (z. B. in merci, pardon, salut, wenn man sie als mundartlich gelten lassen will, worüber freilich Gott helfe gespottet hätte; in Cowert, Coupé, Perron u. a. hat das Wort im Französischen einen ganz andern Sinn). Die Wissenschaft kann freilich noch Verwandtschaft nachweisen zwischen „feuf“ und „cing“, doch nur auf dem gewaltigen Umweg über die indogermanische Urheimat, und damit ist dem Schüler wenig gedient. Und es ist eine kühne Behauptung, es mache für den Erfolg des Sprachunterrichtes keinen Unterschied, wenn der Schüler in der Schule eine ganz andere Sprache sprechen müsse als jene, die er in seinen ersten sechs Lebensjahren gelernt hat und neben der Schule immer noch braucht oder eine ihr nah verwandte. Das hätte Pestalozzi nicht unterschrieben. Wenn Herr S. glaubt, die Ergebnisse des französischen Unterrichtes wären ebenso gut (oder schlecht) wie die des Deutschen, wenn dieselbe Zeit darauf verlegt würde — im Elsaß kann er beobachten, was dabei herauskommt: die Jugend lernt dort weder ordentlich Deutsch noch Französisch. Ein elsässischer Lehrer wird vom Erfolg seines französischen Unterrichtes schwerlich sagen, was Herr S. am Ende (!) seines Aufsatzes von unserem deutschen immerhin sagen zu können glaubt: die erste Stufe, die Kunst des Lesens, werde „schon in den unteren Klassen verhältnismäßig rasch und leicht erklommen, sofern es sich um das Lesen der Schriftsprache handelt. Wir erreichen nicht bloß eine ziemliche Geläufigkeit und Sicherheit, der Schüler versteht auch Sinn und Bedeutung der Worte“. Warum versteht er schon in den unteren Klassen Sinn und Bedeutung der Worte? Weil er die meisten schon von der Mundart her kennt. — Nein, Schriftdeutsch ist für uns nicht „durchaus eine Fremdsprache“ wie etwa Französisch, sondern nur eine andere Form der Muttersprache. Gewiß ist es uns fremder als Schweizerdeutsch, aber deshalb doch nicht fremd. Wenn Herr S. meint, das sei ein Widerspruch, so möge er bedenken: Riesen sind immer groß, aber auch von zwei Riesen wird meistens einer der kleinere sein, ohne daß wir ihn deshalb klein nennen dürften. Sogar buchstäblich ist Schriftdeutsch unsere Muttersprache: Wie viele von uns hat die Mutter einmal beten gelehrt: „Müde bin ich“ oder „Unser Vater“ — behauptet Herr S. wirklich,

sie hätte das ebenso gut französisch tun können? Sie hat uns auch singen gelehrt: „D du fröhliche“, „Stille Nacht“ — hätte sie das ebenso gut französisch tun können? Ein gewisser Pestalozzi, den man in Zürich kennen dürfte, hat beschrieben, „wie Gertrud ihre Kinder lehrt“, nämlich u. a. schriftdeutsch sprechen lehrt — war das ein Irrtum von ihm? Und wenn seines Lienhardts wackere Gattin am Samstagabend mit den Kindern singt: „Der du von dem Himmel bist“, ist es ein bloßer Zufall, daß sie deutsch singen und nicht etwa „Roulez, tambours“ oder „Quattro cavai che trottano“?

Herr S. vergleicht die Mundart mit frischem Quellwasser, mit einem gemütlichen Hinterstübli, mit einem Hagröselein, die Schriftsprache mit Kanalwasser, mit einem eleganten, aber ungemütlichen Salon und mit Pfauenfedern. Das alles ist ja sicher sehr poetisch gesagt, aber doch nicht viel mehr als eine vaterländische Phrasen. Oder hat er wirklich, wenn er Schillers Tell aufgeführt sieht oder das Fähnlein der sieben Aufrechten liest, oder von der Kanzel die Bergpredigt in der Sprache Luthers hört, oder wenn er singt: „D mein Heimatland“, hat er da wirklich das Gefühl, Kanalwasser zu trinken und in einem Salon zu sitzen? Dann ist er wirklich zu bedauern, aber zu helfen ist ihm nicht. Die meisten Deutschschweizer, die auch gute Schweizer sind, empfinden denn doch nicht so. Spitteler, der seinem Vaterlande ein großes Opfer gebracht, sprach auch mit Deutschschweizern nur in der „Salonsprache“. Und ist alle mundartliche Dichtung so gesund wie ein Trunk aus dem Quellbach? Das beliebte Mundartlied, das mit der Lehre beginnt, auf der Strecke Luzern-Weggis brauche man weder Strümpfe noch Schuhe, ist ja ganz unterhaltend, namentlich mit seinem Jodel, aber nicht gerade seelenvoll oder geistreich, und das Lied vom Schweizer zu Straßburg auf der Schanz macht doch wohl einem Schweizerknabengemüt noch mehr Eindruck, obschon seine Sprache nur Kanalwasser ist. Sicher könnte für die Mundartbühne noch mehr getan werden, aber es werden doch auch viele „Theaterstückli“ gespielt, die gut schweizerdeutsch lauten, aber durchaus nicht wertvoll sind. Ein gutes schriftdeutsches Stück lohnt sich dann doch besser als ein schlechtes mundartliches. Natürlich auch umgekehrt, aber Herr S. tut, als ob es keinen schweizerdeutschen Schund gäbe. Ob Bühler mit dem Erfolg seines „Volk der Hirten“, auf den sich Herr S. beruft, zufrieden sei, scheint mir doch fraglich, denn leider hat unser Volk es nur als fröhliche Unterhaltung aufgefaßt und den blutigen Hohn auf den oberflächlichen Patriotismus nicht ernst genug genommen.

Herr S. sagt ferner, unsere Redner pflegen sich ihre Gedanken mundartlich zurechtzulegen und dann ins Schriftdeutsche zu übersetzen. Der Satz ist ganz richtig — wenn man ihn umkehrt. Wenn ein Bundesrat an einem „Bolkstag“ spricht vom „Hirtevolch der Urschwiz, das d'Fessle der Chnächtschaft gsprängt hät“, wenn ein Politiker in öffentlicher Versammlung anfängt: „Das Gsch, über das mer nächste Sunntig abstimmed, ischt mines Erachtes es Exame der staatspolitische-n-Erziehig euseres Volktes“ und später einmal erklärt: „Me sött d'Usgabe uf es Minimum reduziere im Sinn einer wäsetliche Entlastig“, wenn ein Bundesfeierredner klagt über „de hochmaterielle Existänzbigriff“ und „d'Gfahr vo schwerste Verluste am Wirtschaftshimmel“ in verschiedenen „Wiruefskategorie“ usw., wenn der Vorsitzer eines zürcherischen Pfarrkapitels erklärt: „Mer bittet, de Chilerat möchti di diesbezüglich Aaregia zum Bischluß erhebe“, denn „der Werdegang vo dise Besträbige zeigt ufs düt-

lichte, wohin derartigi Tendenze führed“, wenn in einer andern Berammlung von Akademikern einer schließt, indem er „lascht, not lihscht“ und „beziehgswis“ oder „nichts destoweniger“ noch etwas beifügt — ist das schweizerdeutsches Quellwasser? (Schweizerdeutsch war, was in einer geistlichen Berammlung einem Hochschul-lehrer in der mundartlichen Aussprache über seinen Vortrag entfuhr: „Das ist e cheibe Sach“). Die meisten Vorträge und Reden werden ja zuerst geschrieben, und sobald wir die Feder in die Hand nehmen, denken wir schriftdeutsch und übersetzen es dann, wenn wir „volkstümlich“ wirken wollen, beim Vortrag vorweg in mundartliche Lautformen, aber Wortschatz, Satzbau und Stil bleiben eben doch schriftdeutsch. Mit solchem Mischmasch zwischen Mundart und Schriftsprache ist aber weder der Mundart noch der Schriftsprache gedient. Wir sind schon zu gebildet, um nicht zu sagen verbildet, um über Dinge, über die wir in Zeitungen und Büchern viel schriftdeutsches lesen, also vor allem über Dinge des höheren Geisteslebens, noch unversälschte Mundart reden zu können. Es gibt noch einige wenige, die das können, am ehesten Berner, aber gerade das Berner Großratsdeutsch, das Herrn S. so gefällt, hat ein Kenner, Otto von Greyerz, schon vor dreißig Jahren verspottet. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb es dem vaterländischen Gefühl des Schweizers schaden müsse, wenn er schriftdeutsch spricht oder hört; Herr S. tut aber, wie wenn die Sprache Goethes für uns nur ein notwendiges Uebel wäre. Unsere Welschen haben sich, um Herrn Ss. Witz anzuwenden, von Paris fast vollständig „gleichschalten“ lassen — sind sie deshalb schlechtere Schweizer geworden? Und wenn ein Frankfurter, Hamburger oder Berliner unser schriftdeutsch nicht versteht, wie Herr S. fürchtet, so hat das in den meisten Fällen ja gar nichts zu bedeuten, aber es ist wieder eine maßlose Uebertreibung, daß er es bei gutem Willen des Sprechers und des Hörers nicht verstehen könnte. (Daß er es für Schweizerdeutsch hält, mag als guter Witz gelten, hat aber nichts zu sagen.) Jedenfalls ist unsere Aussprache in den letzten dreißig Jahren wesentlich besser und auch für einen geistig gesunden Hamburger (und mit einem andern verkehrt hoffentlich Herr S. nicht), verständlich geworden. Ein jüngerer deutschschweizerischer Lehrer, der in der Mittelschule einen ordentlichen Deutschlehrer gehabt hat und verstanden werden will, wird auch in einer Lehrerversammlung in Hamburg oder Berlin verstanden.

Daß wir die Schriftsprache nicht entbehren können, gibt auch Herr S. zu. Wir brauchen den Anschluß an eine Weltsprache, und das ist auch die hochdeutsche Schriftsprache. Sie wird von etwa 90 Millionen Erdenbürgern gebraucht; mit ihr kommt man auch um die Welt, wenn auch nicht ganz so leicht wie mit Englisch oder Französisch. Man gibt sich in der Schweiz Mühe, einen ansehnlichen Teil des Volkes in tadelloser französischer Aussprache zu erziehen, aber sich auch nach der Schulzeit noch in Reden und Vorträgen im Gebrauch des schriftdeutschen zu üben, soll überflüssig sein?

Und wenn man dann sagt, Holland und Dänemark seien trotz ihrer sprachlichen Selbstständigkeit in der Kultur nicht zurückgeblieben, so ist darauf zu antworten: Holland hat doppelt so viele Einwohner wie die deutsche Schweiz und einen eigenen Zugang zum Weltmeer; das letzte gilt auch für Dänemark, das zudem seine Schriftsprache mit Norwegen gemeinsam hat, was auch wieder das Doppelte zur deutschen Schweiz ausmacht. Daß es für den Erfolg ihrer Dichter eine große Erschwerung bedeutet, wenn sie

zuerst in eine andere Sprache übersetzt werden müssen (und ein Dichter möchte eben zu Mitmenschen, nicht nur zu Mitbürgern sprechen), läßt sich kaum bestreiten. Daß es umgekehrt für uns eine geistige Bereicherung bedeutet, wenn wir ohne weiteres, ohne Uebersetzungen abwarten zu müssen, am deutschsprachigen Geistesleben teilnehmen können, bestreitet nicht einmal Herr Hasler. Gottfried Keller, der kein übler Schweizer war, obschon er von einer schweizerischen Nationalliteratur und einer deutschschweizerischen Mundartliteratur nichts wissen wollte, hat sich so ausgedrückt: „Zu einem guten staatlichen Dasein braucht es nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind; mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, so viel als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel.“ (Diese Einwohnerzahlen sind die von 1850; meint Herr S., mit 2,9 Millionen könnte man's wagen?)

Wir fügen nur noch bei: Es gibt auch einen schweizerischen Größenwahn.

Aus dem Idiotikon.

112. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

Bis auf die zwei letzten Spalten des 5. Bogens, die den Anfang einer längern Artikelreihe über die Wortspinnen von Sprache und sprechen enthalten, hat in dieser Lieferung noch Albert Bachmann, der vor einem Jahr verstorbene, unvergeßliche Leiter des schweizerdeutschen Wörterbuches, den Text durchgesehen und endgültig festgestellt. Wer nur als Liebhaber die schwerbefrachteten Seiten durchstöbert, verspricht sich mit Recht einen heitern Spaß von dem, was der Volksmund vom Spaß zu berichten weiß. Dieser lärmige, pöbelhafte Geselle, dessen unverwundliche Lebenskraft aller Verfolgung spottet, so daß in d Spaze schüße in Glarus geradezu sprichwörtlich ist für eine nutzlose, ihren Zweck verfehlende Anstrengung, erfreut sich — obschon vielgeschmäht und der allgemeinen Berachtung preisgegeben — vielleicht gerade wegen seiner unbeirrbaren, in ihrer Ohnmacht doch so lächerlichen Frechheit einer heimlichen Liebe des Menschen. Sonst wäre ja Spaß nicht zum Rosenamen für ein Kind geworden. Das Sprichwort „Besser en Spaß i der Hand als e Luuben uf em Tach“ ist weit über die Schweiz hinaus bekannt; dem Sinne nach steht ihm nahe: Besser e Luus im Chrut als gar e fes Fleisch. Merkwürdig ist nun, daß auch solche im Gedächtnis fest verhafteten Sprichwörter sich kreuzen, wie in den folgenden Spielformen: Besser e Luus im Chrut as e Spaß uf em Tach (Sarganserland), oder: Besser e Spaß im Häfeli weder gar ekes Fleisch (Luzern). — Ueberraschende Belehrung wird uns bei spaziere zuteil. Dieses Fremdwort (aus it. spaziare) hat auch bei uns ein so ehrwürdiges Alter, wie wir es seinem heiter-sorglosen Sinn gar nicht zutrauen möchten. In der ältern Sprache wird es aber auch im Sinn von gehen, reisen schlechthin gebraucht. So schreibt Eschudi: „In selbigen Tagen fügt es sich, daß der Landvogt Geßler, als er von Uri gen Rüfnach uff sin Burg spazieren wolt, durch das Land ze Schwiz rit.“ Und bei Zwingli lesen wir: „Der geist Gottes ... spaciert in ir (der hl. Schrift) so lustlich.“ Zu dieser allgemeinen Verwendung paßt die noch heute übliche Formel „Spaziered Si!“ womit man einen Gast auffordert einzutreten. Ironischer Gebrauch wie in der Redensart „is Chefi spaziere“ liegt auch vor in abspaziere, einem der vielen